**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

**Band:** 19 (1896)

**Artikel:** Zürich am Vorabend der Revolution

Autor: Egli, Emil

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-984874

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

## **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

## Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 16.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

## Bürich am Dorabend der Reformation.1)

Bon Emil Egli, Professor.

Die Stadtbibliothek hat im vergangenen Sommer eine reiche Sammlung von Ansichten und Plänen des alten Zürich aussgestellt. Dabei ist uns auch das Bild der Stadt am Ausgang des Mittelalters vor Augen getreten, mit ihren Bollwerken, Thoren und Thürmen gegen die Lands und Seeseite, den zahlsreichen Klöstern, Kirchen und Kapellen, den unmittelbar an den Fluß gebauten Häusern, den hölzernen Brücken mit den großen Schöpfrädern für städtische Brunnen, der bis an die Mauern heranreichenden, noch ganz ländlichen Umgebung. Es ist das Städtebild aus der Zeit, da ein Lobredner?) die Stadt also besungen hat:

Gruß dir, herrlichster Stolz des waffenkundigen Volkes, Zürich, du Stadt auf Erden berühmt wie im Kreise des Himmels! Deine herrlichen Namen und hochverdienstlichen Thaten Mag kein Lob der unendlichen Welt je würdig besingen. Mitten hindurch theilt dich mit munterer Woge die Limmat, Leber dir ruht, von der Menge durchwimmelt hellschuppiger Fische, Sanft der See, und es grüßen aus spiegelnder Welle die Ufer.

<sup>1)</sup> Akademischer Rathhausvortrag, gehalten am 7. November 1895.

<sup>2)</sup> Glarean, im Lob auf die XIII örtige Eidgenossenschaft, verfaßt zu Basel 1514 aus Anlaß eines Gesprächs mit Chorherr Utinger von Zürich. — In der nachfolgenden Bearbeitung haben wir das Gedicht mit Dank der Basler Denkschrift an den Schweizerbund von 1291 entlehnt (Basel 1891).

Soll ich der wolkenberührenden Thürme, der ragenden Giebel Deiner Häuser gedenken, der reinlichen Gassen, die allwärts Glitzernde Brunnen bespühlen? Der Plätze, der prächtigen Kirchen, Die du den Himmlischen bautest? Der königlich reichen Paläste? — Herrliche Stadt, vom Himmel geliebt und dem Herrscher der Götter!

Kürwahr, das Lob klingt nicht übel! Nur wollen wir für uns Einiges davon abziehen. Sind doch die Verhältnisse des da= maligen Zürich selbst im Vergleich zu früheren Zeiten ziemlich bescheibene gewesen 1): die Bewohner an Zahl nur etwa 5-7000, der größte Theil angewiesen auf Ackerbau und Handwerk, das Einkommen aus Handel und Industrie nicht bedeutend, die besitzende Klasse weder sehr vermöglich noch sehr zahlreich, die königlich reichen Valäste — wie auch die reinlichen Gassen nur sehr verhältnismäßig zu nehmen. Gleichwohl verstehen wir bes Dichters Begeisterung für unsere Stadt, von persönlichen Beziehungen abgesehen, aus doppeltem Grunde. Das Zürich des ausgehenden Mittelalters nimmt politisch eine bedeutende Stellung ein und zeigt firchlich ein reich entwickeltes Leben. Gben dieses beides hat jene Verhältnisse bedingt, aus denen die Reformation sich entwickeln konnte, und je reichhaltiger unser Einblick in beides wird, desto berechtigter fühlen wir uns, das Thema unseres Vor= trages im strikten Sinne seiner Ankundigung zu nehmen: Zürich am Vorabend ber Reformation. - Lassen Sie uns benn beibes — im Hinblick auf Stadt und Land — näher aus= führen: die religiös=kirchlichen Zustände und die weltlich = politische Entwicklung, aber auch beides in der Beschränkung, daß wir stets den gewaltigen Umschwung im Auge behalten, zu dem Zwingli durch die Predigt des Evangeliums

<sup>1)</sup> Näheres findet man in der neuen Auflage von Bögelins Altem Zürich, wo im zweiten Band Dr. H. Zeller=Werdmüller ein Bild Zürichs im 15. Jahrhundert gegeben hat.

den Anstoß gegeben hat. Es ist von hohem Interesse, zu erkennen, inwieweit die Resormation vorbereitet, und inwiesern sie ein Neues war. So erst gelangen wir dazu, sie richtig zu würdigen, und wird uns Zwingli in seiner selbständigen und eigenartigen Größe neben Luther in helleres Licht treten 1).

\* \*

Wenn wir die Jahrzehnte etwa von Waldmann bis Zwingli als den Mutterschooß der Reformation betrachten, so haben wir vor allem das religiös=kirchliche Leben dieser Zeit zu würdigen.
— Dabei müssen wir im voraus einer Vorstellung begegnen, die uns von der politischen und auch von der allgemein kirchlichen Geschichte her geläusig ist, als hätte sich die Resormation nach und nach entwickelt, wie ein neuer Tag, der langsam aus der Dämmerung emporsteigt, dis der volle Sonnenschein vorhanden ist. Es ist bei uns nicht so, daß man von Resormatoren vor der Resormation sprechen könnte; auch im Volke gewahrt man keine Strömung, die dann in der Resormation nur mächtiger und gesläuterter durchgebrochen wäre, keine Vorahnung des kommenden

<sup>1)</sup> Ein Bild von Zürichs Zuständen beim Auftreten Zwinglis gibt R. Stähelin, Huldreich Zwingli I. S. 119—131. Die gleiche Zeit, aber von andern Gesichtspunkten aus, hat S. Vögelin behandelt in dem Vortrag: "Politische, soziale und kirchliche Zustände in Zürich vor der Reformation" (gedruckt in R. Webers "Helvetia", Basel 1877)

Den Stoff bot uns größtentheils das reiche Staatsarchiv des Kantons Zürich. Einige Hauptrubriken hat uns schon früher Herr Dr. Joh. Strickler bezeichnet und seither Herr Professor P. Schweizer uns noch viele andere, zum Theil entlegene Materialien nachgewiesen. Willkommene Ergänzungen stammen aus dem Stadtarchiv Wintersthur, zu dem uns die Tit. Stadtverwaltung aus's liberalste Zutritt gestattet hat. Etliche Züge habe ich meiner Aktensammlung zur Zürcherischen Reformationsgeschichte und anderer Reformationsliteratur entnommen. Daneben sind immer noch die alten Werke der beiden Hottinger, Kirchengeschichte und Helvetische Kirchengeschichte, werthvolle Fundgruben, auch des ältern Schola Carolina.

Umschwungs. Die Reformation bricht überraschend ein. Sie ist barum schon den Zeitgenossen als etwas Unvermitteltes, Ueber= menschliches, als das Werk Gottes selbst, erschienen. Ein schlichter Zuhörer Zwingli's sagt bas kurz und gut mit den Worten: "Gott hat große und wunderbare Sachen durch Zwingli gewirft." Nicht anders urtheilt später einer der größten Gelehrten Zurichs, Johann Heinrich Hottinger. Er ist geleitet von dem richtigen Gefühl, daß man — religiös-kirchlich genommen — gleichsam nur negativ von einer Vorbereitung der Reformation reden könne, sofern die Verderbniß der Religion in der Kirche des spätern Mittelalters immer größer geworden sei. Diese Auffassung wird bestätigt durch das, was wir vom vorreformatorischen Zürich wissen. Stadt und Land sind eifrig römisch katholisch. Alle die Anzeichen, welche die gesteigerte Werkheiligkeit jener Zeit ver= rathen, treten bei uns in ausgeprägter Gestalt zu Tage; damit hängt dann eng zusammen der Aberglaube und der Sittenverfall. Diesen dreifachen Schaden zu zeigen, muß also unsere erste Auf= gabe sein.

Zunächst die Werkheiligkeit. — Wir beginnen mit dem Aeußerlichsten, dem Aufwand für Bau und Schmuck der Gottes-häuser. Wohl nie ist zu Stadt und Land so viel dafür geopfert worden; nie haben Kunst und Handwerk aller Art lohnenderen Verdienst gefunden. Damals sind die Thürme des Großmünsters ausgebaut und ist die Wasserkirche neu errichtet worden. Es dürsten wenige Kirchen der Landschaft geblieben sein, wie sie waren; die hübschesten unserer Dorfkirchen von der Reuß dis zum Khein stammen aus diesen Tagen. Jahrhunderte lang ist keine solche Zeit wiedergekehrt, und Sie kennen die Anklage, die man gegen die Resormation erhebt, als habe sie der fröhlichen

<sup>1)</sup> Räheres bei Rahn, Geschichte ber bildenden Künste in der Schweiz, und bei Rüscheler, Gotteshäuser.

Entfaltung der Künfte das Ende gesetzt, ja vielfach das Schöne zerstört, das sie vorgefunden habe. — Nun muß man aber unter= scheiben. Einmal ist nicht alles wirklicher Verlust, was von jener Zeit verloren ist, und dann wandte sich die Reformation keines= wegs gegen die Kunst an sich, sondern gegen das irreligiöse Mo= tiv, in beffen Dienst sie stand. Jener Gifer ber altern Zeit mar ja auch nicht aus Freude an der Kunst selbst entsprungen; vielmehr hat man in Bau und Schmuck der Kirchen eine Art Gottes= bienst gefunden, ein das Seelenheil beförderndes Verdienst. Das zeigen die zahllosen Ablässe, Bettelbriefe und Bruderschaften, welche biesen Gifer fördern sollten, und welche dem willigen Spender die Gnade der Heiligen verhießen, denen die Opfer gewidmet wurden. Als einmal den Barfüßern in der Stadt ihr Glocken= haus von Wettersnoth wegen verbrannte, da erklärt es der Rath für ein großes Almosen, wenn man zum Neubau helfe; man sichere sich dadurch für Lebende und Todte in Zeit und Ewigkeit den Troft, der im Gebet des gemeinen Ordens liege. Das schloß freilich nicht aus, daß es der Rath den Bülachern überläßt, sich biesen Trost zu erwerben: ihnen empfiehlt er des Klosters An= liegen; benn nur in ihren Balbern seien die zweckbienlichen Gichen zu finden. — Gewiß auch wir freuen uns jedes schönen Denkmals aus jenen Tagen; aber das hindert uns nicht, die andere Betrachtung zu verstehen, die Bullinger anslellt, wenn er die großen Kosten nachrechnet, welche auf die übertriebene Pracht der Wasserkirche verwendet wurden, und das Volk thöricht nennt, das den Bau immer köstlicher und schöner zugerichtet habe. Die Reformation hat, indem sie der nach dieser Seite sich äußernden Werkheiligkeit entgegentrat, ein Motiv bekämpft, das ja auch uns fremd genug ist, so sehr wir wahre Kunst ehren und nachgerade auch wieder in ein Zeitalter des Kirchenbaues eingetreten find.

Die wahre Quelle jener Baulust erschließt sich uns schon beutlicher, sobald wir einen Schritt weiter gehen. Der Aufwand

für den Cultus selber ist damals ebenso groß gewesen. Endlos ist die Rahl der Jahrzeiten und anderer Feierlichkeiten, die man, Einzelne und Gemeinden, für das Seelenheil gestiftet hat. stiftet der Schultheiß Erhard von Hungikon zu Winterthur eine Jahrzeit nach Fronleichnam; aber nicht zufrieden damit fügt er eine noch viel glänzendere Stiftung hinzu, die sogenannten Sieben gesungenen Tagzeiten. Früh Morgens um 2 Uhr soll mit allen Glocken die Messe festlich eingeläutet werden, und dann um 6, 9, 12, 3, 6 und 9 Uhr wieder Gottesdienst sein; das nicht etwa bloß an Einem Tage, sondern eine ganze Woche lang dieses Läuten, Singen und Beten Tag und Nacht alle brei Stunden! Doch, es läßt sich noch mehr thun. Damit die Winterthurer nicht nur an den Festen selber, sondern auch an den Vortagen ihre Stadtfirche desto fleißiger besuchen und das Salve regina mit desto größerer Andacht absingen, gewährt ihnen ein päpstlicher Legat vierzigtägigen Ablaß, und der Bischof von Constanz fügt seiner= seits noch weiteren hinzu. — Wie hätte eine solche Zeit es er= tragen können, ältere Feste abgeben zu lassen? Gewissenhaft haben die Behörden dafür gesorgt, daß es nicht geschehe. man in der Stadt nach dem alten Zurichkrieg beschlossen, den Tag des hl. Theodul, Bischofs von Sitten, festlich zu begehen, um für die im Kriege Gefallenen um Erlösung aus dem Fegfeuer zu bitten und zugleich der Heiligen Johannes und Paulus wie der Stadtpatrone St. Kelix und Regula besonders zu gedenken, auf daß sie für die Stadt um gut Wetter und alles Nöthige bitten. Später, nach bem Schwabenkrieg, unterläßt ber Rath es nicht, diese Feier neu einzuschärfen; die Priesterschaft wird angewiesen, wie sie den Tag auszuzeichnen habe, und jedermann ermahnt, theilzunehmen und bis zu Ende auszuharren. — So kam es zu= letzt zu einem unerträglichen Uebermaß cultischen Gepränges. Nichts ist dafür so bezeichnend, wie der Beschluß, zu dem die Priesterschaft der namhaftesten Stiftung des Landes sich genöthigt sieht: das Capitel der Chorherren am Großmünster erkennt einstimmig und nach reislicher Erwägung, das Breviarium des Chordienstes sei undurchführbar geworden; es sei seit dem 13. Jahrhundert durch den Zuwachs an Diensten und Festen bis zur Confusion überladen. — Wohl liegt ja etwas Kührendes in dieser Sorge für das Seelenheil, in dieser Noth und Unruhe der Gewissen, in diesem Jagen nach immer neuen und noch wirksameren kirchlichen Leistungen. Aber auch: arme Menschen, denen so die Augen gehalten sind für das Eine, was noth thut! Nun verstehen wir die Wohlsthat, wozu für Tausende die Predigt des Evangeliums durch Zwingli werden mußte, und den Eiser, womit der Abt von Cappel die Obrigseit ermahnt, die Reformation auch der Innerschweiz zu bringen, wie er treffend sagt: zur Erlösung der Gewissen.

Es würde aber diesem Bilde ein wesentlicher Zug mangeln, wenn wir nicht von den Kreuzgängen und Wallfahrten berichten würden, wie sie damals, an nähere und entsernte Gnadensorte, in Schwang gekommen sind. Der Komthur von Küsnach sagt einmal von der Zeit vor der Resormation: "Einer ist um eine Noth in das Oberland gelausen zu diesem Heiligen, der andere um eine andere Noth in das Niederland zu jenem Heiligen, der Deutsche in's Wälschland, der Wälsche in's Deutschland." Zahlreich sind die Nachrichten von Wallsahrten nach Kom, nach Zerusalem, nach S. Jago in Spanien. Aus der Grafschaft Kyburg unternimmt eine ganze Gesellschaft die Fahrt zum h. Jakob von Compostela, und noch im Jahr von Zwinglis Ankunst zieht Diethelm Köist dorthin, des Bürgermeisters Sohn, bald der Nachsolger seines Baters in dem Amt und der besondere Gönner des Reformators. Da ging es denn wohl 1) durch Frankreich

<sup>1)</sup> Die Route, für diese Pilgerfahrten unbekannt, ist nach einer andern Quelle der Zeit gegeben. — Der Vers aus einem Pilgerlied, das Dr. G. Tobler im Anzeiger für Schweizerische Geschichte 1895, S. 169, mittheilt. — Ueber die Kapelle am Pflasterbach vgl. m. Aktensammlung S. 897.

über Paris, Orléans, Tours nach La Rochelle, von da über das Meer nach Spanien, hierauf wieder zurück nach La Rochelle und über Poitiers und Lyon in die Heimat. "Aber wellen wir heben ane — Ein nuwes liet zuo singen — Von vier armen bilgeren; — Sie kament gewandlet von dem Rine, ja Rine — Sant Jakob den wollten si suochen". - In der Stadt Zürich waren eine Reihe von Kreuzgängen in Übung, nach St. Lioba auf dem Zürichberg, nach St. Gilgen zu Leimbach, nach Altstetten und nach Küsnach; dazu die Processionen mit den Reliquien der Stadtheiligen und der gesammten Beistlichkeit auf den Linden= hof am Palmtag und nach Pfingsten, und besonders die all= jährliche Einsiedlerfahrt. Ginft zur Erinnerung an die Schlacht von Tättwyl gelobt mar die Fahrt nach Einsiedeln wohl mit der Zeit etwas in Abgang gekommen. Nach dem Schwaben= frieg erneuerte daher der Rath die alte Sitte; aus jedem Haus soll eine ehrbare, vernünftige Mannsperson und von der Geistlichkeit eine Abordnung von 24 Mitgliedern, zusammen ein Zug von etwa 1500 Personen, bei Buße das Kreuz auf dem Hin= und Herwege begleiten. — Eine ähnliche Jahresfahrt geloben die Winterthurer, nach glücklich überstandener Belagerung durch die Eidgenoffen, zur Mutter Gottes in Beltheim, auch mit Vertretung aus jedem Haus und mit dem Opfer einer wächsernen Krone auf städtische Kosten. Von weit her, zumal aus dem Zürcher Oberland, pilgerte man nach Jonen bei Rapperswyl; benn hier war ein Bilb der Mutter Gottes, und man glaubte, es sei die Schwester der Mutter Gottes von Einsiedeln. — Es ist eine seltsame Zeit! Auf einmal, niemand weiß warum und wie, tauchen neue Gnadenstätten auf. Bekannt ist aus der Ge= schichte des Ittinger Sturms die starkbesuchte Wallfahrt zu St. Anna in Oberstammheim seit etwa 1500. Um die gleiche Zeit erhebt sich im Wehnthal am Kuße ber Lägern, in einsamer Waldwiese am Pflasterbach, eine der Maria geweihte Wallfahrtskapelle. Zwölf Cardinäle verleihen ihr Ablaß; die Urkunde, mit fünf Vignetten, die in bunten Farben die Marienlegende vorstellen, ist eines der ansehnlichern Dokumente des Staatsarchivs. St. Anna galt damals als eine Art Slücksgöttin, die schnellen Reichthum gewährt; die in Stammheim kann auch dem, der Herenskunste erlernt hat, die Kraft verleihen, davon wieder zu lassen. Was man von der Muttergottes im Wehnthal erhoffte, sagt uns eine Frau von Altikon; sie ist eben von einer Here weggekommen, da wird ihr plöglich weh; sie aber verheißt sich zu Unserer lieben Frauen am Pflasterbach, und daraushin wird sie wieder gesund. — Der Reformation galt es dann als eine der ersten Pflichten, die vielen Feste als Tage des Müßiggangs zu vermindern, und die Kreuzgänge und Wallfahren ganz zu beseitigen, wie es heißt, zur Vermeidung von Hoffahrt und Geschwäß.

Besonders bezeichnend für die alte Zeit sind die sogenannten Bruderschaften. Es sind das Bereine zu gemeinsamer Förderung in der Seligkeit, eine Art Heilsversicherungen auf Gegenseitigkeit. Das Mittelalter hat einen starken korporativen Zug, und die Werkheiligkeit eignet sich trefflich zu korporativem Betrieb. Die Bettelmönche sind die eifrigen Pfleger der Bruderschaften gewesen; in ihren Klosterkirchen hatten die meisten ihre Altäre. Männer und Frauen, Geistliche und Laien thaten sich zusammen, ihren besondern Heiligen zu verehren und durch Gebete und Almosen einen Schatz guter Werke anzulegen. Es gab solche Bruderschaften in Winterthur, Uster, Elgg und wohl ein Dutzend in Zürich selbst id. Sahrhunderts entstanden; so haben jene St. Jahrhunderts entstanden; so haben jene St.

<sup>1)</sup> Bgl. P. Schweizer, die St. Lux: und Lopen-Brüderschaft (von Zürich), im Anzeiger für Schweiz. Alterthumskunde 1884 Nr. 1 und 4, und K. Hauser, Geschichte von Elgg (1895) pag. 128 f. 146.

auf dem Heiligenberg bei Winterthutr eine Bruderschaft zu Ehren St. Jakobs gestiftet. Vor dem Bilde des Apostels sollte eine Wachs= kerze brennen; alle Brüder sollten seinen Haupttag am 1. Mai festlich begehen und besonders der verstorbenen Brüder gottes= dienstlich gedenken zu ihrem Seelenheil. Noch im Anfang der Reformation wirkt die Triebkraft in dieser Richtung nach. flagen die Meister der löblichen Schneiberzunft einmal vor Rath, ihre Gesellen haben sich unterstanden, einen Heiligen, nämlich St. Gutmann, zu feiern, und beghalb in arbeitsreicher Zeit ab der Arbeit zu laufen, mit Trommeln umzuziehen und zu tanzen. Es ist eine Art Streik in den Formen der Bruderschaft. Rath buft die Schneiderknechte, dingt ihnen bei Strafe an, bis zu bestimmtem Termin den Meistern zu dienen, und empfiehlt ihnen, statt mit Feiern und Tanzen ihren "beiligen St. Gutmann" mit Beten, Almosen und andern guten Werken zu ehren. — Aber bald ist dann auch die Institution der Bruderschaften dem neuen Geiste zum Opfer gefallen. Sie erschienen als Absonderungen, Cliquen, denen gegenüber es gelte, die gemeine Liebe und Bruderschaft aller Christenmenschen aufzurichten.

Es wird nicht verwundern, bei solcher Neberschätzung der kirchlichen Werke einer ähnlichen Verehrung gegenüber dem kirchlichen Stande, dem Klerus, zu begegnen. Zwar sehlt es nicht an Zweissern, die gelegentlich einem Priester vorhalten, er könne in der Wesse "Gott nicht machen"; aber die Ausnahme bestätigt nur die Regel, den allgemeinen Glauben an die, kraft priesterlichen Amtes im Sacrament sich vollziehende Wandlung des Brotes in Leib und Blut Christi. Bei dem großen Amtsansehen war denn auch der Zudrang zum geistlichen Stande ein starker. Die kleine Stadt zählte 2-300 geistliche und Ordenspersonen. Es kommt vor, daß ein Rathsherr sich zu priesterlicher Würde schickt und beshalb des Raths entlassen werden muß, oder daß ein angesehener Bürger aus gleichem Grunde das eheliche Band lösen läst.

Wohl gab es viele Kleriker, deren Loos ein ärmliches war; von einem Caplan in der Stadt vernehmen wir, daß er nebenbei durch Weben seinen Unterhalt sucht. Anders die höhere Geistlichkeit; schon zu den Chorherrenpfründen standen daher dem Rath stets zahlreiche und namhafte Bewerber zu Gebote. Hochgeehrt war ber Bischof; wenn S. Gnaden in Zurich erschienen, mußten ihr die Ersten der Stadt, z. B. die Anführer von Murten, die "Himmelzen" tragen, den Baldachin bei der Prozession. Unter= thänigst bewarben sich die Vornehmen um die Gunst "seiner Hoheit und Herrlichkeit" des päpstlichen Nuntius, und nach Rom an den Papst, "den allerforchtsamisten Herrn und Vatter", schreibt die Obrigkeit nicht anders als mit der Anrede: "Heiligster Vater, Fürst und Herr, begierig zu füssen Guerer Heiligkeit Füße". Das noch lange in der Reformationszeit; die alten Formen hielten auch hier vor, nachdem das Wefen längst ein neues geworden und man von einem zürcherischen Gesandten er= zählte, er sei bei der Audienz vor dem Papste von ferne ge= standen und habe, zum Fußkuß oder doch zum Nähertreten auf= gefordert, geantwortet: es sei ihm leid, daß er dem heiligen Bater so nahe gekommen sei 1). — Dürftig stand es mit der Bilbung ber Geiftlichen. Noch find Examencensuren für einen Pfarramtscandidaten überliefert. Sie lauten: "Für das Pfarr= amt eraminirt liest er gut, in der Auslegung und den Sentenzen ift er beschlagen, von der Kirchenrechnung versteht er nichts, singen kann er schlecht, und in andern das Pfarramt betreffenden Dingen antwortet er befriedigend — fiat admissio, zum Pfarramt zu= gelaffen". Der Candidat ift dann Pfarrer von Horgen geworden.

<sup>1)</sup> Biographie des Bürgermeisters Hans Rudolf Lavater, im Neujahrsblatt des Waisenhauses 1864, S. 6. Lavater war Gesandter nach Rom im Jahr 1524, mit Jacob Werdmüller. — Mit Mörikofer, Zwingli II. Anm. 1, lassen wir immerhin die Genauigkeit der Anekdote dahingestellt sein.

Noch genaueren Einblick gibt uns eine Reihe von Thesen, über die in Gegenwart des Nuntius Pucci am Großmünster disputirt worden ist. Es sind theologische und philosophische Sätze im scholastischen Geist. Die 13. These lautet: "Die Heiligen Felix und Regula schauen die unfaßbare göttliche Wesenheit in heller und anschaulicher Erscheinung, ohne irgendwelches Gleichniß, immerhin so, daß nach Wiedererlangung der Leiber ihre Glücksteligkeit größer wird". Vertheidigen wird diese Thesen der Baccalaureus formatus der heiligen Theologie, Bruder Wendelin Oswald, ein Dominikaner. Unterschrift: "Mauritius Bretini, persönlicher Sekretär des Nuntius, in dessen Auftrag".

Das find einige von den vielen Zügen, welche uns ein Bild von den kirchlichen Zuständen des vorreformatorischen Zürich geben. Aehnliches findet sich damals allerorten. Was aber Zürich poraus hat, das ist eine Frucht seiner politischen Beziehungen gewesen: Rom hat die Stadt als Vorort der Eidgenoffenschaft mit Gnaden förmlich überhäuft. Noch find etliche Ablagbriefe erhalten, durch die Papst und Nuntius geistlichen und welt= lichen Vornehmen der Stadt für die Beichte weitgehendste Voll= machten gewähren. Besondere Anziehungskraft für die Eidgenoffen weithin gewann aber Zürich zeitweise durch die sogenannten Jubiläen. Die Bapfte haben, um ihrer finkenden Macht aufzuhelfen, seit dem spätern Mittelalter begonnen, große periodische Ablaßspenden auszukunden. Wer in gewissen Jahren nach Rom wallfahrtete und bei den sieben Hauptkirchen der heiligen Stadt gewisse Gebete verrichtete, der wurde ausnahmsweiser geistlicher Gnaden theilhaft. Solche Ablaßjahre wurden anfangs alle 100 Jahre in Aussicht genommen, dann alle 50, dann alle 33 und zuletzt alle 25. Noch weiter ging endlich Sixtus IV., der erste mit den Eidgenoffen verbündete Papft. Er hat, mit Bullinger zu reden, den Eidgenoffen das Jubeljahr "zu Haus und Heim geschickt". Im Jahr 1480 erlaubte nämlich sein Legat den

Zürchern, in ihrer Stadt selbst eine Romfahrt anzurichten mit so viel Ablaß, wie wenn sie nach Kom gekommen wären. Hießen die sieben römischen Haupt= und Bußkirchen St. Peter, St. Paul, St. Johann, Sa. Maria Maggiore, Sa. Croce, St. Laurenz und St. Sebastian, so nun die sieben zürcherischen Großmünster, Wasserfirche, Fraumünster, St. Peter, Augustiner=, Barfüßer= und Predigerkirche. Später, im Jahr 1514, hat ein gleicher Ablaßkram denselben Zuspruch gefunden. Die Zürcher selber baten jetzt den Kuntiuß, auch Auswärtigen, die nach Zürich kämen, an den Ablässen Theil zu gewähren 1).

Doch genug davon. Wir haben den kirchlichen Schaden als einen dreifachen bezeichnet und jetzt den ersten kennen gelernt, die Werkheiligkeit. Mit Recht nennt Luther diese den Grundschaden der alten Zeit. Kürzer können wir vom Aberglauben und vom Sittenversall handeln.

Wohl ist es so, daß der Aberglaube an bestimmten Punkten der kirchlichen Lehre und Praxis besonders kraß zu Tage trat, so im Heiligendienst mit seinem Bilder= und Reliquienkult, so in der Messe. Zwar wollte man schon in der Resormation, ganz nach späterer Taktik der katholischen Kirche, die Verehrung der Bilder als unverfänglich hinstellen; die Kirche halte Sött=liches und Menschliches auseinander, und Niemand werde so thöricht sein, den Bildern Ehre zu erweisen. Doch sogleich erhob sich der wackere Komthur von Küsnach und zeigte, wie eben die Verwechslung des Bildes mit der Person des Heiligen selbst diesen Kultus so volksthümlich mache; von dem Bilde selbst erwarte man Hülfe für alle mögliche Noth, als ob es Gott sei: "Wan zog", sagt er, "vor den Bildern den Hut ab, bog die Knie, brannte Lichter, brachte Opfer, verhieß Kahrten, sagte zu

<sup>1)</sup> Vgl. J. E. Wirz, Ennio Filonardi (1894), wo S. 30 das rich: tige Jahr gegeben ist.

bem Holz oder Stein: Hilf mir!" Indessen nicht bloß stellen= weise — durch das ganze System der alten Kirche, in Lehre und Leben, zog sich der Aberglaube hindurch. Die Werkheiligkeit set ja im vornherein voraus, Menschliches, Kreatürliches könne gött= siche Wirkung haben, und das ist eben Aberglaube. Es im Gin= zelnen zu zeigen, ist nicht nöthig. — Hingegen darauf sei noch hingewiesen, wie diese Kirche weiterhin die Mutter des Aberglaubens werden mußte. Allgemein glaubte man noch an Dä= monen, bose Geister, Heren. Je bereitwilliger nun die Kirche ihre Hulfe gegen diese finstern Mächte anbot und durch Weihwaffer, durch geweihtes Salz, durch Segenssprüche, durch das Kreuzeszeichen, durch geweihte Kerzen, durch Wallfahrten nach Einstedeln zu schützen, zu beilen, zu bannen und auszutreiben sich befliß, desto mehr erschien die dristliche Religion dem Volke auf Einer Linie mit der Naturreligion des Heidenthums, und ob auch als Gegenmittel, so doch nur als eine andere Art von Zauberei und Herenkunft. Dafür ist es recht bezeichnend, wenn der Priefter von Rikenbach einen Mann belehrt, es sei ihm nur darum nicht noch Schlimmeres von der Here widerfahren, weil er sein Lebenlang so oft gebetet und sich besegnet habe. Es wäre nicht richtig, den Dämonenglauben auf Rechnung der Kirche zu setzen; aber mittelbar hat sie ihn befördert. - Hier sei auch erwähnt, daß die Herenverbrennungen, schon seit dem 15. Jahr= hundert nachweisbar, mit Zwinglis Wirken aufhören 1). bings sind sie später, im Zusammenhang mit der konfessionellen Erstarrung, auch in protestantischen Ländern wiedergekehrt.

Hat man von katholischer Seite versucht, im Bisherigen die vorreformatorische Kirche zu beschönigen, so wird Eines allerseits und unumwunden zugestanden, der schlimme sittliche Zu=

<sup>1)</sup> Die lette für lange fand statt am 9. Juni 1520, vgl. m. Actensfammlung Nr. 124.

ft and jener Zeit. — Es ist ein berbes und raufluftiges Beschlecht; keine Rathssitzung, in der nicht ein paar Schlag= händel zu richten waren. Stark ist die Reigung zum Müßiggang und Wohlleben, die Scheu vor der ausdauernden Arbeit. Bur mahren Plage schwoll der Bettel an, und eng mit ihm verbunden sehen wir das Laster. Immer schwerer fiel es der Obrigkeit, die Zügel der Ordnung zu handhaben; gewissen Mißständen gegenüber befindet sich der Staat in form= licher Nothwehr. Darauf beuten die grausame Strafjustig und gelegentliche Beschlüffe des Rathes; so wird einmal den Stadtknechten — ben Polizisten — Bollmacht gegeben, jeden niederzumachen, der sich ihnen widersetze; um die Bettlerplage vom Glang bes Schützenfestes fernzuhalten, weiß man kein anderes Mittel, als durch Ausschreiben die Androhung zu erlassen, man werde jeden Bettler, der sich herzuwage, fangen und ohne anders vom Leben zum Tode richten. Wie mag es erst bei den Truppen im Feld zugegangen sein! Da wird einmal, in einem mailandischen Feldzug, ein Miffethäter vor ben Zürcher Hauptmann gebracht. Dieser macht kurzen Prozeß. Dem nebenstehenden Profoßen befiehlt er einfach: "Thu mir ihn ab den Augen!" Da stößt ihm Hans, der Nachrichter, sogleich den Dolch in's Herz.

Man pflegt die sittliche Verderbniß den Soldkriegen zuzusschreiben. Gewiß hat das beständige Reislaufen das Uebel gesteigert. Aber Kirche und Staat der Reformation sind über das Reislaufen Meister geworden, die vorangehende Zeit ist ihm ohnmächtig gegenüber gestanden. Die Quelle muß tiefer liegen. Wir sehen das am besten, wenn wir die sittlichen Zustände in den Kreisen kennen lernen, die am Kriegsleben keinen Theil nahmen, in den Klöstern.

Von den zahlreichen Klöstern in Stadt und Landschaft Zürich kann man nur zwei rühmen, St. Martin auf dem Zürich=

berg und Beerenberg ob Pfungen 1). Es sind das zwei Häuser von regulirten Augustiner Chorherren. Auch sie erscheinen nach Mitte bes 15. Jahrhunderts verwahrlost; aber sie sind dann ber Windesheimer Congregation eingegliedert worden, auf welche der bessere Geist eines Thomas von Kempen und seiner "Nach= folge Christi" eingewirkt hat, und von da an hören wir keine Rlage mehr. Indeg find bas zwei gar bescheidene Stifte gewesen, jedes nur mit ein paar Mönchen. Alle übrigen Orden, Männer= und Frauenklöster, gegen 20 an der Zahl, zeigen das Bild des Verfalls. — Längst hatte der Rath ihre ökonomische Verwaltung unter seine Aufsicht nehmen und von Zeit zu Zeit außerordent= licher Weise einschreiten muffen. Das gemeinsame Leben erscheint in voller Auflösung, zersetzt durch Eigennutz und Eifersucht. Die Bande der Zucht sind bedenklich gelockert, und die Reformver= suche weltlicher und geistlicher Behörden führen zu nichts. Das vornehmste Stift, die Abtei Fraum unster, hat wiederholt fast keine Nonnen mehr, und wenn wieder einige da sind, so bewohnt jede ihr eigenes Haus, was dann zu vielen Nachreben Anlag gab. Zu Stadt und Land geht es mit Gin= und Ausgeben in den Frauenklöstern unziemlich zu. Einmal, in der Fast= nacht, zieht ein Zug Verkleideter durch die Stadt; es stellt sich heraus, daß es Geistliche des Fraumunsters sind; mit ihnen einige Frauenspersonen, und unter diesen die Aebtissin selbst mit ihrer Jungfrau oder Köchin; denn, heißt es, die gnädige Frau hatte sich auch "verbutzet" 2). Junge Herren der ersten Stadt= geschlechter erlauben sich etwa Umzüge in die Nonnenklöster und treiben allerlei Spuk; aber die Nonnen sind nicht besser: am

<sup>1)</sup> Von beiben findet man Monographien, verfaßt von Dr. H. Zeller= Werdmüller, im Zürcher Taschenbuch 1882 und 1892.

<sup>2)</sup> Das Verhör, schon dem frühern 15. Jahrhundert angehörig, hat Prof. P. Schweizer im Staatsarchiv aufgefunden und mir in Copie gütigst zur Verfügung gestellt.

Fraumunster machen die jungen Fräulein "ein Tänzli ober dru" mit den Herren, und wir muffen es wohl glauben, wenn im Berhör einer der Angeklagten sagt, sie seien nicht eingebrochen, man habe ihnen aufgethan. Das bevölkertste Kloster ber Land= ichaft war Töß; auch hier dasselbe lustige Leben, Gaftereien, Badereisen, daß der Rath genötigt ist, in Rom vorstellig zu werden: man möge doch die weitgehenden Privilegien wieder aufheben, die Bulle revoziren. Die Männerklöster ließen ebensoviel zu wünschen. Am Großmünster wird zu Waldmanns Zeit bis in die Nacht hinein von Chorherren, Bettelmönchen und Laien gezecht und gespielt. Ueberall ist die Rede von Vernachläßigung bes Gottesdienstes, von Unmag und Ueppigkeit. Die Obrigkeit muß drohen und strafen, absetzen und ausweisen. In Cappel haust ein tyrannischer, verschwenderischer Abt und eingeschüchterte, darbende Mönchlein, bis der ungesunde Zustand ein häfliches Ende nimmt. In Embrach hat ein Chorherr den ungetreuen Schaffner entlarvt. Dieser in seinem Groll bingt zwei Mörber, um den Kollegen umzubringen. Durch Dazwischenkunft von Leuten wird die Mordthat vereitelt; der Schaffner muß fliehen, weiß dann aber mittelft römischer Hulfe langwierige Händel an= zurichten. Ausgelassen erscheint auch das Leben zu Rüti, dem reichsten Kloster der Landschaft. Dort sah man über der Thure des Konventsaales geschnitzte Bilder von Papft und Prälaten, alle in Narrenkappen; darunter der Spruch 1):

"Luogend ir toren, Wo hangend die narrenkappen und eselsoren: "Daß keiner zuo dieser tür in= oder usgang, Daß nid ein schällen "oder mulkorb an im g'hang".

Die gleiche Entartung geht durch den Weltklerus. Der Rath von Zürich schreibt einmal kurzweg nach Rom: "Die Kleriker

<sup>1)</sup> Aus der Simmler'schen Sammlung der Stadtbibliothek Zürich, zum Jahr 1515, theilt den Spruch mit S. Bögelin, die Aufhebung des Klosters Nüti, Neujahrsgabe für Uster 1869, S. 3.

leben gar viel unwesenlicher und mutwilliger als die Laien, es sei Tags oder Nachts". — Es ist nicht zufällig, daß gerade der kirchliche Stand, der Klerus, am verwahrlostesten erscheint: das sittliche Verderben hängt mit dem religiösen eng zusammen.

Hier ist nun der Anlaß, die Frage nach der Verderbniß der vorreformatorischen Kirche grundsätzlich zu beleuchten 1). Wir haben im Anfang ohne Weiteres die drei Gesichtspunkte aufzgestellt: Werkheiligkeit, Aberglauben und Sittenverfall. Lassen Sie uns dieß kurz rechtsertigen.

Religion ist Lebensgemeinschaft ber Seele mit Gott in ben Wegen Jesu Christi; sie gehört also durchaus dem inwendigen Leben an, wenn auch allerdings die Kirche dazu anleiten soll. Aber was sehen wir vor der Reformation? Das innere Leben umgesetzt in todten Mechanismus, die Frömmigkeit verkehrt in Die Kirche hat in weitgehendster bloßen Kirchengehorsam. Selbstüberschätzung gleich sich selbst, ihre Lehren und Ginrichtungen, als das Heil ausgegeben. Es ist eine Werkgerechtigkeit entstanden, bie man ein neues Judenthum heißen kann. Sofern bann babei Menschlichem göttliche Wirkung beigemessen, das Creatürliche ver= göttert wurde, mußte sich zugleich ein neues Heidenthum ent= wickeln. Die religiöse Verderbniß mußte die weitere nach sich ziehen, die intellectuelle, d. i. den Aberglauben, und die moralische, ben Sittenverfall. Wenn das religiöse Gefühl nicht mehr gesund ist, leiden eben auch die andern Seelenkräfte entsprechenden Scha= den: der Verstand wird verdunkelt und der sittliche Wille ge= lähmt.

<sup>1)</sup> Die hier gegebene Auffassung ber Resormation und des Untersschiedes beider Confessionen ist die von Herzog angebahnte und von A. Schweizer (und Biedermann) weiter entwickelte. Sie liegt schon meinem frühern Rathausvortrag aus der Zeit des Jubiläums beider Resformatoren zu Grunde: "Luther und Zwingli in Marburg" (gedruckt in Meili's Theologischer Zeitschrift aus der Schweiz I [1884], S. 5—30).

Damit wird nun sofort die Aufgabe der Reformation klar. Ihr Bestreben mußte dahin gerichtet sein, die Religion wieder herzustellen, zu Christus als dem Quellpunkt der Versöhnung zurückzusühren. Das hat sie gethan, indem sie der Gerechtigkeit aus Verdienst der Werke die Gerechtigkeit aus dem Glauben entgegenstellte, gegenüber dem Aeußern das Innere wieder in sein religiöses Recht einsetze, etwa im Sinne des Luther'schen Wortes: "Nicht die frommen Werke machen den frommen Mann, sondern der fromme Mann macht fromme Werke".

Hann man sagen, Luther sei dabei vorwiegend vom direkt relisgiösen Interesse ausgegangen, Zwingli mehr vom mittelbaren, dem verständigen und sittlichen; jener habe sich mehr gegen den judaistrenden, dieser mehr gegen den paganistrenden Rückfall in der Kirche gekehrt. Diese Eigenart unseres Zwingli, dem deutschen Reformator gegenüber, lernen wir am besten würdigen, indem wir uns nunmehr der anderen Seite unserer resormatorischen Vorgeschichte zuwenden, der weltlichspolitischen Entswicklung. Hier genügen aber für unsern Zweck wenige Hauptzüge.

berbniß und Krankheit zu sehen. Gerade damals beginnt sich neben der Kirche eine neue und gesunde Gemeinschaft zu erheben, die auch je länger je mehr ihrer Selbständigkeit und eignen Sphäre bewußt wird. Wir stehen in dem Zeitalter, da die modernen Staaten sich bilden, und einer von ihnen ist auch die Schweiz. Von dieser Seite betrachtet zeigen uns jene Jahrzehnte ein vortheilhafteres Bild; wir dürsen sie wohl als die Glanzzeit der alten Eidgenossenschnen sie kurze Spanne Zeit fällt eine Reihe der ruhmvollsten und entscheidendsten Ereignisse der Schweizergeschichte: die Burgunderkriege, der Schwabenkrieg, die mailändischen Feldzüge,

das Versöhnungswerk des Stanser-Verkommnissen, das Anwachsen der achtörtigen zur dreizehnörtigen Eidgenossenschaft, die Ablösung vom Reich, die Sicherung der Südgrenze durch die Eroberung des Tessin, der Abschluß der nationalen Entwicklung, in den Welthändeln zeitweise das Ansehen und Gewicht einer Großmacht. Diese ganze Entwicklung hat mächtig dazu beigetragen, im Einzelnen die natürliche Persönlichkeit, in den Gemeinden, vor allem in den Bürgerschaften der Städte, ein starkes Selbstsgefühlt auszubilden, und die kraftvolle Realität des Lebens, welche das staatliche Gemeinwesen erfüllt, treibt immer mehr zum Gegensatz gegen das Phantom des irdischen Gottesreichs, von dem das Mittelalter geträumt hat.

Das alles gilt nun besonders von unserem Zürich, dem, wie man damals sagte, oberften oder vordersten Ort der Eid= genossenschaft. In Zürich fand das rege politische und kriegerische Leben der alten Schweiz seinen Mittelpunkt. Hier versammelten sich die wichtigsten Tagsatzungen und die fremden Gesandten; hier schlug der Nuntius und längere Zeit der mächtige Kardinal Schinner seinen Sitz auf; hieher kamen die glänzendsten Ehren und Vortheile. Es sind stolze Magnaten, diese Waldmann, Göldli, Schmid und Röift, und es ist eine selbstbewußte Bürger= schaft, welche die Zünfte bildet. Man hat das schon für die Reformationszeit bestreiten wollen und behauptet, es sei neben Zwingli keine bedeutende Persönlichkeit vorhanden gewesen. sehe das nicht so an. Allerdings mußte, nachdem einmal die neuen Ideen zur allgemeinen Ueberzeugung geworden waren, Zwinglis Stellung als eine einzigartige erscheinen. Aber es ist durchaus nicht gering anzuschlagen, daß der Reformator eine so einmüthig entschlossene, kraftvoll für ihn einstehende Bürgerschaft gefunden hat. Man denke nur an die Art, wie die Reformation sich in den Territorien des deutschen Reiches gemacht hat: wie schwer, wie mühsam ist es dort zu praktischen Reformen gekommen,

ganz nach Luthers Sinne, der alles dem stillen Wirken des Wortes überlassen will. Diese Weise ist in Zurich undenkbar; die thatkräftige Republik greift auch in das religiös=kirchliche Ge= biet energisch ein. Es ist mahrlich ein Großes um die Durch= führung der Reformation in Zürich; mit der Ruhe und Sicher= heit eines Gesetzes wickelt sich alles ab; Obrigkeit und Volk sind getragen von einem bewundernswerthen Muth, der weder Kaiser noch Papit noch die Eidgenoffen fürchtet. Das ist nicht allein aus Zwinglis persönlichem Einfluß zu erklären; es wirkt darin nach das Selbstvertrauen und die des Erfolges sichere Thatkraft, welche die Frucht jener jahrzehntelangen politischen und kriegerischen Bedeutung der Eidgenoffenschaft und ihres Vorortes insbesondere war, und vermöge welcher die Reformation bei uns viel mehr als im deutschen Reich eine That des ganzen Volkes geworden ift. Mußten wir auf dem religiös=kirchlichen Gebiet von einer bloß negativen Vorbereitung der Reformation reden, so ist das im weltlich=politischen anders. Da liegen schon in der Vorgeschichte sehr positive Antriebe, und diese sind von charakteristischem Ein= fluß geworden auf Zwingli und sein Werk.

Näher besehen sind es zwei gesunde Kräfte, die wir im vorresormatorischen Zürich erwachen und gegen die Verderbniß sich
auflehnen sehen: Der verständige Sinn erhebt sich gegen das Widersinnige und das moralische Gewissen gegen das Unwürdige des kirchlichen Heidenthums.

Vor allem ist trotz der großen kirchlichen Devotion der gesunde Menschenverstand unter Bürgern und Bauern nicht erstorben. So sehr sich die alten Zeiten und Sitten von den unsrigen unterscheiden, im Grunde ist es das gleiche, nüchternsverständige Zürchervolk wie heute. Witten aus der Unnatur vernimmt man köstliche Stimmen, die verrathen, daß man sich nicht mehr alles bieten läßt. Es sind Volksstimmen, Mutters

wit ober auch berber Spaß, etwa wie an ber zweiten Dissputation, da der Augustiner Prior sein verlegenes Stillschweigen mit Heiserkeit entschuldigt, und es aus der Menge ruft: "Er ist vom Suser heiser!" Die gesunde Verständigkeit ist ein nicht zu unterschätzender Bundesgenosse der Reformation geworden. — Dazu kommt dann ein verwandtes Element, nur in vornehmerem Gewande, die gelehrte Aufklärung im humanismus. Manche junge Zürcher sind damals den hohen Schulen nachgezogen. Am Chorherrenstift war die neue Richtung schon soweit vorgedrungen, daß die große Mehrheit des Kapitels Zwingli ihre Stimme gab. Auch die Obrigkeit huldigt sichtlich dem aufgeklärten Zug der Zeit; sie will das sein, mas man heute freisinnig heißen murbe. — Dafür ist nichts so bezeichnend wie der Protest, den sie im Frühjahr 1518 nach Rom sandte. Es handelte sich um gewisse Anläufe, welche eine reaktionäre Fraktion des Predigerordens, die sogenannten Observanzer, in Zürich versuchte. protestirt der Rath dagegen. Er begründet seine Vorstellungen mit dem Hinweis auf den schmählichen Jetzerhandel in Bern, den Streit mit bem Dr. Wigand wegen ber unbefleckten Empfängniß und den berühmten Handel der Dunkelmänner wider den Dr. Reuchlin und den gesammten Humanistenbund. Deutlich sieht man, daß der Aberwille weite Kreise ergriffen hat. Die öffent= liche Meinung der Laienwelt ist eine Macht geworden, die sich den rückläufigen Bestrebungen entgegenstellt. Das erklärt die obrigkeitliche Zuschrift in den denkwürdigen Worten: "Die Laien, Ebel und Unedel, werden aus nothwendigen Ursachen, so im besten ungemeldet bleiben, die Klöster der Observanzer nicht dulden. Möge päpstliche Heiligkeit zu Herzen nehmen die große Unruhe und Zwietracht, so baraus möchte entstehen und erwachsen." — Wie vielsagend ist dieser zürcherische Protest an der Schwelle der Reformation, so laut und bestimmt erhoben und an die höchste Instanz ber Christenheit gerichtet.

Hand in Hand mit dem verständigen Interesse macht sich bas sittliche geltend. Nicht erst in der Reformation, lange vorber sucht die Obrigkeit den schlimmen Einflüssen des Reis= laufens zu wehren; kein Ort der Eidgenossenschaft hat hierin so zeitigen und guten Willen an den Tag gelegt wie Zürich. Daneben gehen, ebenfalls schon seit dem 15. Jahrhundert, eine Reihe von Sittenmandaten einher, die vom gleichen Beifte zeugen, besonders aber vielfache Versuche, dem Verfall der Klöster und des Klerus zu wehren; sie stehen im Zu= sammenhang mit einer Staatskirchenpolizei, die die Rechtsbildungen der Reformation angebahnt hat, und deren Bestrebungen in der Zwingli'schen Landeskirche zum Abschluß gekommen sind 1). Klar liegt am Tage, daß der sittliche Schaden früh und lebhaft gefühlt worden ift. Wiederholt hat die Obrigkeit das Aergernis geltend gemacht, das im Volke entstehe, in Zuschriften nach Konstanz und nach Rom. Es genüge aus dem Entwurf einer Eingabe an den Papst vom Jahr 1512 ein zweiter, nicht minder denkwürdiger Sat; er lautet: "Weil, leider, sehr viele Cleriker mit ihren Ronkubinen und Rindern öffentlich zusammen wohnen, was uns schwer und unleidlich ift," möge Rom das Recht zum Einschreiten geben, "damit das Aergernis in der Kirche Christi vermieden und wir, Beiftliche und Laien, in den Stand gesetzt werden, ein ehrbares, Gott und Menschen wohlgefälliges Leben miteinander zu führen." Wenn da nicht die Reformation an die Thure klopft, wo dann? —

Nehmen wir nun mit der Vorgeschichte die Persönlichkeit Zwinglis zusammen, so ergibt sich uns ein Doppeltes.

<sup>1)</sup> Diese Seite der Vorgeschichte habe ich in einem andern Vortrag bessonders dargestellt: "Die Zürcherische Kirchenpolitik von Waldmann bis Zwingli", erschienen im Jahrbuch für Schweizerische Geschichte 1895, S. 1—33.

Einmal ist es nicht zufällig, wenn Zwingli vorwiegend vom verständigen und sittlichen Interesse aus zum Protest gegen die religiöse Verderbnis gekommen ist. Wir sahen eben diese Interessen gegen die Reformation hin allgemein erwachen, von der weltlich=politischen Seite her. Sie sind die gesunden, reformbereitenden Elemente der Vorgeschichte; deghalb mußten sie, mit geschichtlicher Notwendigkeit, in der besondern Färbung nach= wirken, welche unsere Reformation von der deutschen unterscheidet. — Man hat wohl gemeint, Zwinglis Eigenart schon mit einigen seiner Lebenserfahrungen erklären zu können: er habe in Ginstedeln den unverständigen Marienkultus kennen gelernt, und an sich selbst habe er den Mangel an sittlicher Kraft erfahren; von da her rühre seine Richtung auf das Verständige und Ethische. Gewiß hat dergleichen mitgewirkt, wie selbstverständlich auch seine persönliche Begabung, vor allem sein heller, humanistisch gebildeter Aber wie viel besser verstehen wir Zwingli im Zusammen= hang mit der ganzen Zeit, aus der er hervorgegangen ift, und an deren bewegtem Leben er so regen Antheil genommen hat. Auch als Reformator ist Zwingli der Sohn der alten Eid= genossenschaft geblieben, die in Krieg und Frieden gestählte natür= liche Versönlichkeit.

Das andere aber, was die Vorgeschichte lehrt, ist dieses: alle Antriebe verständiger und ethischer Art hätten für sich allein die Reformation nicht erzeugen können. Die durchschlagende Kraft lag im religiösen Impuls, bei Zwingli so gut wie bei Luther. Vor Zwingli bleiben alle Anläufe umsonst; mit ihm brechen alle Reformen herein, Schlag auf Schlag, auf welche die Vorgeschichte, negativ und positiv, angelegt war. — Gleichswohl hat man schon sinden wollen, Zwingli sei weniger religiös als Luther, und hat ihn deßhalb dem deutschen Reformator gegensüber zurückgesetzt. Ich sehe das anders an. Es gibt eine Größe, die einseitig, und eine, die alseitig, harmonisch ist. Luther ist

tief religiös, wenig bekümmert um andere Interessen, und diese Einseitigkeit macht ihn groß. Zwingli ist nicht minder religiös; ist es ja gerade er, für dessen religiöse Energie Gott alles in allem wird; nur ist er nicht so einseitig religiös, er vertritt in mehr moderner Weise auch die andern Interessen eines gesunden Geisteslebens, wie überhaupt bei ihm zum Religiösen das Humane hinzutritt. Zwingli ist eine harmonische und darum doch wohl nicht minder große Erscheinung! Luther kennt nur ein Anliegen, seiner Seele Seligkeit; sein Ringen bleibt das klassische Vorbild für die subjektive Befreiung aus der kirchlichen Knechtschaft. Zwingli vertritt daneben auch die objektiven Interessen, die ethischen, sozialen, politischen; sein Reformationswerk wird zum Typus der sich befreienden Gemeinde. Wer will sagen, das Eine sei nicht so nothwendig als das Andere?

So kann es denn bei den beiden Reformatoren mit einem Streit um den Vorrang nicht gethan sein. Beide haben, wie uns nun für Zwingli die Vorgeschichte auf's neue dargethan hat, ihre eigne Größe; sie ergänzen sich. Darum sind auch die beiden Konfessionen, die von ihnen ausgegangen sind, wie die Glieder Einer Familie; sie erscheinen als die beiden geschichtlich nothewendigen Lebensäußerungen des Einen Protestantismus.